

Theater im Reich.

Altes Theater Leipzig.

Die lebente Neujahrsfeier im Alten Theater zu Leipzig, die am Donnerstag Abend stattfand, sah Fritz Kortner vom Staatstheater in Berlin als Gast in der Rolle des Epylos in Shakespeares „Kaufmann von Venedig“. Eine Schalepaare-Aufführung, wie sie sein muß und wie wir sie in Halle leider nur höchst selten zu sehen bekommen: Eine folgte auf Szene wie Schlag auf Schlag, die Bühnenbilder, mit den einfachsten Mitteln erzeugt, wöhlen nicht Willkürlichkeit vorzulassen, wöhlen nur stilisierte Rahmen geben für das Relief der Handlung. Einen Fehler hatte die Aufführung immer: Fritz Kortners überragende Größe erdrückte die Leipziger Kräfte, ließ sie klein erscheinen. Er war ein Jude, der vor Freude aufschrie, wenn er einem der so heilig tönenden Christenmenschen seinen Haß fühlen lassen konnte. Wie er lese vor sich hinlang, wenn er beim Abschluß des Handels mit Antonio das Eingebot ins lächerlich Hamlo'sche Händelrecht, wie er vor allem bei der Forderung, sich taufen zu lassen, seinen Mantel schweigend über den Kopf zieht, das bleibt unvergessen. Daß die uralte, ewigen Gesühlsbrände eines Fritz Kortner durch die Kunst des kleinen Leipziger Theatersraumes vieles von ihrer Elementarität verloren, kann dem Schauspieler nicht als Fehler angezählt werden. M. Otto-Morgensterns völleleicht allzuviel lobende Vorzüge, eine Mischung von Rassenhaftigkeit und Zielbewußtheit, war die einzige, die neben Fritz Kortner Schritt zu halten vermochte. Otto Reiff sollte als Antonio in der Gesichtsbildung nicht aber den Epylos lächeln, dessen Schicksal Fritz Kortner als ein unverdientes Hinzuftellen vermochte. Ray Attkiss bellamierte den Bassanio; der Angebot Gabbio Eugen Aberers verriet änderen Wöhl. Der Bassanio setzte erstmalig nach der Subal-Szene ein, um nach dem 4. Akt seinen Höhepunkt zu erreichen. Völleleicht entschließt sich die hallische Zeitung auch einmal dazu, Fritz Kortner als Gast zu engagieren. Wo ein Mitleid ist, da ist auch ein Wöhl.

schrieb Ober man ging an die wöhlliche Kiste nach Da spanne. Ober in das ganz verdeckte Coyde, in dem Remonier eine Wöhl sich im Sommer und Herbst den Seebind um seine brandroten Haare blasen ließ. Niemals und nirgend sind wir als Deutsche vor dem Kriege in Belgien schlechter aufgenommen oder unfreundlicher bewirtet worden als die eingeborenen Ausflügler und Erholungsreisenden. Um so schmerzlicher und bitterer war darum für den gebildeten Rheinländer dieser von unserem Generalstab herbeigeföhrt und wie wir dann zu unserem Entsetzen erfahren, seit Jahren vorbereitete Bruch mit Belgien. Zählings sahen wir uns in den grauigsten Krieg mit einem Volke verwickelt, das uns nie etwas Böses zugefügt hatte, mit dessen Land uns glückliche und frohliche Erinnerungen vereinigten.

Die Blume im Knopfloch. Sie kehrt wieder, die Blume im Knopfloch des Herrentodes. In England, wo einst Joe Chamberlains Dröhlde Aufsätze erregt, war diese hübsche Belegung der sonst so einösig und unpoetischen Herrentleidung während des Krieges völlständig verschwunden. In diesem Sommer aber guden wieder aus den Knopflöchern der gutgekleideten Herren in London die Kinder Floras munter hervor. In den Blumenengeschäften sind die Herren, die sich jeden Morgen ihre Anstecknadel mit Sorgfalt und Anstand ausfinden, hässliche Gassen geworden. Eine besondere Modeblume gibt es nicht; man wählt die Blume so aus, daß sie zu der Farbe des Anzuges in Einklang steht. Doch sind die bevorzugten Klebtöpfe, die am häufigsten in den Knopflöchern der Herrenwelt erscheinen, blaue und weiße Nelken.

Literatur.

„Gefangen in England. Erlebnis und Beobachtungen“ von H. v. Kef. Dr. Jof. Wächner. Verlag Franz Vörgmeyer, Hildesheim.

Wächners Wert ist eine geistig tief durchdachte Arbeit, die sich nicht begnügt mit Oberflächlichkeiten in Beschreibung der einzelnen Handlungen und Begebenheiten. Sie erhebt sich über ähnliche Werke weit aus durch die Wahrheithaftigkeit der Schilderung, die wissenschaftliche Vertiefung und die dichterisch schöne Sprache, die zu tiefen und mitzuerlöhen wöhl. Einmal angefangen, legen wir das Wert nicht mehr aus den Händen. — Wir stehen an der Seite der Tapfern in den letzten schweren Kämpfen, halten mit ihnen Stand in den wöhlgerfüllten Granatlöchern, vom feindlichen Geföhlsfeuer umtöbt und wachen mit ihnen die dungen Nächte in tiefenden Stollen, um abgefehlten von den anderen Kompagnien, in die feindlichen Hände zu fallen. Und dann folgen wir den niedergebungen, an Leib und Seele zerfallenen Heben ins Gefangenenlager nach England und weinen und lächeln mit ihnen — lächeln? — Ja, auch die zu Tode gequälte Seele lächelt schon einmal auf, wenn auch nicht aus innerer Herzensfreude. — Wächner ist ein großer Psychologe. In der Schilderung der seelischen Zustände des eigenen Ichs und des inneren Seelenlebens der Kameraden ist besonders und zu einander liegt die Größe und Tiefe des Wertes. Durch all die seelischen Wirrnisse führt er uns geistig hindurch; mit offenen Augen und Qual seiner Mitgefangenen. Wie ein gutes Relief liegt die Arbeit vor uns, Licht- und Schattenseiten deutlich hervorhebend.

L. J.

Der Kunstwanderer. Das zweite Augustheft des von Adolph Donath herausgegebenen „Kunstwanderer“ (Berlin-Schöneberg) beschließt den Jahrgang 1919/20 dieser auch im Auslande anerkannten und verbreiteten Halbmonatsschrift für alte und neue Kunst, für Kunstmarkt und Sammelwesen. An leitender Stelle würdigt Dr. Friedrich Schöneberg-Jena die Schöde der „neuentdeckten Greßer Bibliothek“. Professor Dr. Christian Scherer-Braunshweig bes schreibt und veröffentlicht bisher unbekanntes Arbeiten des Augsburger Goldschmieds Bernhard Strauß und Dr. O. V. C. Vogang setzt seine „Betrachtungen zur Wöhlkunstbewegung der Gegenwart“ fort. In der vom Kunstwanderer eingeföhrtcn Aubrit „Kunstwerke, die noch nicht bestimmt sind“, publiziert unter anderem der Direktor des Landesgewerbemuseums in Stuttgart, Professor Dr. Gustav C. Bajanek eine rätselhafte Fayence-Figur.

Zu beziehen durch die Goethe-Buchhandlung Halle a., G. Er. Ulrichstr. 62. Verneuf 4520.

Unterhaltungsbeilage

der „Saale-Zeitung“

Nr. 200

Mittwoch, den 8. September

1920

Phinele.

Roman von Ludwig Rothmann.

„Sie sind so gut,“ stammelte Phinele, ohne aufzusehen, „und ich bin so häßlich gewesen.“
„Ach, was Sie sagen! Ich hab Sie ja so gut verstanden! Und was nun das Gulteln angeht — lieber Himmel, das ist vom Leben doch das Allerbeste, daß wir Menschen einander ein wenig lieben können. — Kommen Sie jetzt. Es ist kühl geworden, und in einem halben Stündchen wird es dunkel sein. Wir sind hier auch nicht allein, und ich habe das unbefagliche Gefühl, daß man uns von den Wöhlräumen aus beobachtet. Wir wollen hinunter gehen. Und dabei erzählen Sie mir Ihre Geschichte.“

Phinele erhob sich.
„Ich bin so müde,“ sagte sie, während sie die wöhlenden Blondhaare medianisch zurückstrich, „so häßlich müde. Und ich hab solche Angst! Ich hab heute einem Menschen, den ich lieber habe, als mich selbst, furchtbar weh getan.“ Dann griff sie mit beiden Händen nach seiner Rechten und stellte ihn an:
„Wenn Sie mit mir kommen und mir helfen wollen — ich müßte Ihnen ewig dankbar sein. Ueberhaupt, wenn ich gewußt hätte — Sie sind mir nämlich schon lange ein lieber Freund, und ich danke Ihnen so viel Freude und Schönheit. Als ich Ihren Namen hörte, hab ichs gewußt. Ich treibe nämlich leidenschaftlich Musik, und auch meine Mutter kennt Sie gut, aus Ihren Sachen. Ich bin Josefine Leitensberger. Meine Mutter ist die Schriftföhlerin Gertrude Leitensberger. Sie haben den Namen sicher schon gehört.“ Dann zeigte sie hinauswärts. „Und dort ist unser Haus — das lange, weiße in dem alten Garten. Dort ist jetzt völleicht in größerer Not als ich dummes, schlechtes Ding, mein — Mutterle.“

Nun verschlug's ihr doch wieder die Stimme und sie preschte das Laßentuch gegen die Lippen.

Er schlug einen munteren Ton an.

„Nun also, um so besser werden wir uns verständigen, wenn ich Ihre Empfinden nicht mehr als ganz Fremder gette. Und weil haben wir's ja auch nicht bis dort hinao. Ein halbes Stündchen, und Sie sind zu Hause. Aber Sie müssen mich führen, denn ich bin zum ersten Male hier und gar nicht wöhlkundig.“

Während sie hinabstiegen, beidete Phinele sich alle Last von der Seele. Aber sie vergaß doch nicht, eifersüßig zu versichern, daß sie ganz guted doch selbst eingesehen habe, wie häßlich das war, was sie gewollt hatte, und daß sie's ganz genüß nicht getan haben würde, auch wenn er nicht dagewesen wäre.

Welsbach sah sie lächelnd von der Seite an.

„Dann habe ich doch Unrecht getan und ich muß um Entschuldigung bitten.“

Phinele blieb stehen und drehte ihm die Hände entgegen. „Nicht so, lieber Herr Professor! — Ich schäme mich ja so sehr. Und ich bin Ihnen so unendlich dankbar. Es ist doch ein so unerbittliches Glück, daß Sie kamen und daß ich Sie kennen lernen durfte.“

Als sie schon fast im Tale waren und im tiefen Abendhatten dahinschritten, hieltete eine Frauengestalt den hellen Bergpfad hinan.

Phinele sah der Kommenden, die sie nicht erkennen konnte, ein abnungsvolles Anzue entgegen. Dann, als die Frau so

nahe herangelommen war, daß man ihr Gesicht wahrnehmen konnte, blieb Phinele, beide Hände fest gegen das Herz gepreßt, stehen.

Die Frau ging auf die beiden zu, völleicht in der Absicht, sich eine Auskunft zu erbitten. Aber dann stürzte sie mit einem Aufschrei zu dem erlarrten Phinele hin, riß das Mädchen an ihre Brust und lächelte und weinte, und stammelte nur immer: „Dul Du mein Einziges! Mein Böses! Meine Phinele!“ Phinele blieb ganz still und ließ in süßen, willenlosem Ergötzen den Sturm der Mutterliebe und des Wöhlensindens auf sich niedergehen. Bis Frau Gerlinde dann das Gesichtchen des Mädchens zwischen ihre schlanen Hände nahm und die blauen, juckenden Kinderlippen inbrünstig küßte. Da stürzte Phinele vor Frau Gerlinde nieder und vergrub das Gesicht in den Falten des Kleides der Mutter.

„Mutterle,“ stammelte sie erstickt, „ich hab Dich doch nur so lieb!“ Das war alles, was sie jetzt zu ihrer Entschuldigunng sagen konnte, und Frau Gerlinde lächelte und war zufrieden damit.

„Ich weiß,“ sagte sie nur. Und noch einmal, aus tiefem Empfinden heraus: „Ich weiß!“

Professor Welsbach war still zur Seite getreten. Er ließ in stiller Ergötzenheit die Szene auf sich wirken, und wagte kaum zu atmen aus Furcht, die Feter dieses Wiederfindens zu töben.

Als Phinele sich ein wenig beruhigt hatte, ging sie zu ihm, nahm ihn an der Hand und führte ihn zu Frau Gerlinde. „Herr Professor Welsbach, Mutter. Aus Wien. Ein Freund dem Namen nach — Du weißt doch die G-moll-Suite. Und heute ist er uns wirklich ein Freund geworden. Ich erzähle dir noch, wie viel ich ihm zu danken habe.“ Und dann, nach einer ganz kleinen Pause, die wenig bedrückt: „Herr Welsbach weiß alles.“

Frau Gerlinde reichte ihm die Hand.

„Ich freue mich, Herr Professor, und ich danke Ihnen,“ sagte sie bewegt. „Josefine hat recht. Sie sind uns beiden sein Fremder mehr. Und wenn ich nun ein ersten Augenblick der persönlichen Bekanntschaft eine Bitte wagen darf, dann kommen Sie mit uns. Vorausgesetzt, daß Sie keine bringenden Verpflichtungen haben. Phinele sagt, daß Sie alles wissen, was eben das Kind Ihnen sagen konnte. Ich würde Ihnen unendlich dankbar sein, wenn Sie mir Gegegenheit geben wollten, ein paar Einzelheiten, die Sie nun völleicht doch interessieren, noch hinzuzufügen. Wenn Sie wollen, können Sie noch einen der späteren Jüge nach Leipzig besuchen — nahe bei meinem Hause ist eine Haltestelle. Wöhlcht aber machen Sie uns beiden die Freude, unser Gult zu sein.“

Phinele beistete: „Ach bitte, bitte — Sie bleiben, nicht wahr?“

Welsbach sagte ohne Umstände ja. Er sei auf einer kleinen Erholungsreise und absolut Herr seiner Zeit.

Dann schritten Sie zum Wöhl hinaus, Phinele hielt an Frau Gerlinde geschmiegt und vom Arm der Mutter fest umschlungen. Und alle schwögen. In Tornowick verlang eben die Abendglocke, und zur die stützenden Wöhlter des Wöhlbodes gröhren im tiefen Friede die Seimstenden mit leisen Kläuschen.

II.

Auf einer Föhrtreide unterhalb der Freitreppe stand Josef, der alte Diener des Hauses, und wartete auf das Wöhl, das von Frau Gerlinde sicher geföhrt, eben an der Bröde herantam.

„Da sind wir!“ rief Frau Gerlinde, und es klang wie ein Jubelruf.

Bunte Zeitung.

Die Deutschen in Belgien. Derbert Eulenberg legt in einem Aufsatz auf den großen belgischen Dichter Remonier folgendes Zeugnis ab: Die Gerechtigkeit zwingt vor allen uns Rheinländer, nachdrücklich festzuhalten und laut und öffentlich, so oft es nötig ist, ohne Unterdrücktheit, auszusprechen, daß die Deutschen vor dem Kriege niemals über eine schlechte oder kränkende Behandlung in Belgien zu klagen gehabt haben. Vom Rhein führen in jedem Sommer in den Jahren vor 1914 zahllose Familien in die belgischen Seebäder. Welt waren es sogar kleinere Bürgerleute, die wenig Geld ausgaben und der Willigkeit halber mit ihren Kindern die Herbstferien dort am Strand verbrachten. Wanderversuche und Gult waren besonders bei der Allgemeinheit beliebt. Künstler oder Eigenbrötler suchten die etwas abseits gelegenen Küster auf. Wie Knodofur-Mer an der holländischen Grenze, wo Wilhelm Schindtfort mit seiner Frau für 500 Mark ein Vierteljahr verbölte, wöhlwendessen er sein Drama „Der Graf von Gleichen“



Josel begriff zwar nicht, welche Ursache zu besonderem Jubel vorhanden sei, aber er nidte doch eifrig und lachte pflichtschuldigst. Er hatte immer nur die Meinung seiner Herrschaft gehabt, und so sagte er denn auch jetzt mit einem hilflosen Versuch, seiner trockenen Stimme einen köstlichen Klang aufzulegen: „Gott sei Dank, gnädige Frau!“ Dabei lautierte er sich schwerfällig nieder und griff mit beiden Armen hinaus, bis er den Bootsrand erfassen konnte. Dann zog er das Boot heran und hielt es fest, damit die Herrschaften bequem aussteigen könnten.

Phinele sprang zuerst heraus. Sie war zuerst von einer fieberhaften Gluthe ergriffen worden. Es war ihr, als müße noch etwas ausgeführt Schreckliches geschehen, um sie zu strafen. Denn eine Strafe hatte sie doch wirklich verdient, und daß sie nun doch zu Hause und in Sicherheit sein sollte, das kam ihr beinahe unmöglich vor. Vielleicht stieß das Boot irgendwo an, mitten im Strom, und sie verfanke alle. Phinele wählte freiwillig genau, daß es Hinterbänne, die ihnen bei der Ueberfahrt gefährlich werden konnten, gar nicht gab. Aber ihre Phantasie war gefährt, demnach Möglichkeiten auszufinden. Wenn plötzlich ein Arm sich aus den Wellen ergoß und das Schiffslein in die Tiefe gezogen hätte — es würde ihr in diesem Augenblick ganz natürlich gewesen sein.

Dann war man doch ganz heil und ungefährdet über die Mitte des Stromes hinübergeglitten, und das andere Ufer trat immer deutlicher in ungemäßigem Dämmerlicht hervor. Aber auch jetzt noch wurde Phinele die hille Angst nicht los. „Zwischen Lips' und Bachers Wand schwebt der finsternen Mächte Hand.“ Es gab gewiß solche Mächte, und sie konnten schon machen, das ganz zuletzt doch noch etwas passierte. Vielleicht stieß das Boot an die Brücke an und lenkte. Oder vielleicht bot Josel, der da auf der Brücke stand und wartete, sich zu weit vor, wenn er das Boot festhalten wollte. Josel war doch schon recht alt geworden und er stand gar nicht mehr soher auf den Beinen. Und wenn er nun ins Wasser stürzte, dann mußte sie, Phinele, ihm notwendig nachspringen um ihn zu retten — sie war doch eine gute Schwimmerin. Aber schaudern erliebe sie dann in ihrer fieberhaften arbeitenden Phantasie das Schreckliche: Josel stammerte sich so auf sie an, daß sie nicht schwimmen konnte, und dann sanken sie beide in die Tiefe und ertranken. Vielleicht aber halten der Professor und die Mutter den allen Diener aufs Tode; sie aber ertrank gewiß. Das alles erschien ihr möglich; unmöglich nur, daß sie in ein paar Minuten zu Hause und geboren sein sollte.

Aber dann war das Wunderbare doch geschehen: das Boot war ganz solche an die Brücke herangekommen und nicht gekentert; Josel war nicht ins Wasser gefallen und Phinele nicht jedenfalls ihm nachgesprungen. Dafür stand sie nun auf der Brücke, die kaum merklich unter ihr schwanke, und mußte sich mit der Zäufche abfinden, daß nun alles gut war. Denn daß nun noch etwas geschehen könnte, das gläubte sie selbst nicht mehr. Sie brachte ja nur die paar Gläser da hinauszusetzen, dann war sie im Garten — in ihrem lieben, launigen allen Garten. Und dann noch die fünfzig Schritte bis zum Hause — da konnte ihr nun wirklich nichts mehr geschehen. Und in abströmender Dankbarkeit redte sie weit die Arme und tief unter Daßen und Weinen: „Ich bin daheim! Mutterle, ich bin daheim!“

Frau Gerlinde war kaum weniger bewegt, als Phinele, und sie nahm das in Erregung zitternde Geschöpfchen an ihre Brust.

„Gott sei's gesant, mein Liebling!“

Dann wandte sie sich gegen Herrn Weisbach.

„Kommen Sie, Herr Professor! Und von ganzem Herzen willkommen!“

Zu Drexel stiegen sie langsam über die Freitreppe empor, während Josel das Boot anschoß. Am Gartentor machte Phinele sich los. Sie führte über den breiten, gutgepflegten Kiesweg hin ins Haus, warf einen Blick in das hellerleuchtete Eßzimmer und lief dann die Treppe hinauf in ihr Stübchen. Es nahm sie von allem wieder Besitz, was sie innerlich schon aufgegeben hatte, und wußte sich nicht zu fassen vor Not und Glüd.

Als — ein paar Minuten später — Frau Gerlinde oben erschien, um nach ihr zu sehen, fand Phinele mitten im Zim-

mer und weinte. Ersthoden sprang Frau Gerlinde hinzu:

„Aber Kind, was ist denn nun?“

Phinele sah zu ihrer Mutter auf, und während die hellen Tränen ihr über die Waden liefen, lachte der zuckende Mund.

„Ach Mutterle, ich bin so glücklich! Doch das alles vorüber ist und daß ich nun wieder hier und bei Dir bin!“

„Du liebes, kleines Ding!“ Frau Gerlinde preßte den Kopf des Mädchens an sich und strich ihr liebestoll den Haar aus dem glühenden, tränenmächtigen Gesicht. So haben sie ein Weichen still und dem Augenbild hingegleitet, bis Frau Gerlinde sich he am: „Kommt, Kind — Du mußt Dich ein wenig zurecht machen. Herr Weisbach wartet, und so kommt Du, wirklich Du, jetzt kommen.“

Phinele schrak auf.

„Gleich, Mutterle, ich bin gleich fertig. Geh nur hinter.“

Fortsetzung folgt.

Weisbach hatte in dem behaglichen Wohnzimmer gewartet, das an das Eßzimmer ließ.

„Nun, hat das Töchterchen sich beruhigt?“ fragte er heiter, als Frau Gerlinde eintrat.

Frau Gerlinde lud ihn mit einer Handbewegung ein, Platz zu nehmen, und sie setzte sich ihm gegenüber.

„Das wird wohl so schnell nicht werden. Einheiten ist noch Sturm im Gemüt, und ich hab' eben noch heftig Nagenhauer gesehen. Aber das ist natürlich, und es ist wohl auch gut. Das Gefühlleben ist bei Josephine außerordentlich stark entwickelt, dabei ist alles noch unangewöhnt und jeder Augenblick kann sie wohl in eine andere Richtung drängen. Das sind wohl ihre siebzehn Jahre. Uebergänge laßt der Arzt, den ich einmal darüber befragt habe. Manchmal bin ich recht in Sorge gewesen, wenn ich sah, wie sie immer gleich ihr ganzes Persönchen an impulsive Regungen gab und nie das rechte Maß finden konnte.“ Sie schweig ein paar Augenblicke und sah bedrückt vor sich nieder. „Und nun heute dieses Schreckliche —!“ sagte sie dann schwer. „Ich habe geglaubt, sie ganz zu kennen; ich war so fest überzeugt, daß nie Uebereinstimmungen zwischen uns treten könnten — und nun gar Mißverständnisse so furchtbarer Art! Das Ersthoden darüber steht jetzt erst in mir auf, da alle Gefahr vorbei ist. Und alles nur, weil sie mich lieb hat. Vielleicht darf ich Ihnen nochher den Brief zeigen, mit dem sie Abschied von mir nehmen wollte. Jedes Wort erfüllt von rührender Liebe, und doch aber über recht und ins Unnatürliche geteigert.“

Fortsetzung folgt.

Wiesbadener Schlendertage. *) Eine Sommerfahrt am Rhein. Von Dr. Carl Neumann. (Manuskript verhandelt.) III. Sonne liegt über dem Land, gnadenreiche Sonne, wie sie der Rheingau braucht, wenn er gedeihen soll in Früchten und Segen, wie sie den Trauben nottut und dem reifenden Obst, das in dichten Büscheln an den Ästen hängt. Ein Weinjahr wird das Jahr 1920 wie keines vorher und ein Obsterjahr dazu, wenn der Herbst nur hält, was der Sommer nicht nur versprochen, sondern auch erfüllt hat. Es ist ein Reichtum über den Weizen des Rheins und ein Segen des Weitz in das Land hinein, als ob der alte Herrgott auf diese Art wieder gutmachen wollte, was er durch die Besetzung gefährdet hat. Aber die Beobachtung, sonst frühlich, heiter und ziemlich sorglos, wird ihres Daseins immer recht froh. Wenn sie denn, ob der Frang nicht morgen schon daher kommt und alles vernichtet? Weß sie, ob nicht irgend ein übermächtiger General übermorgen in seinem Hütel seiner die Hand auf die Ernte legt, wie gefehrt auf ihre Wohnungen und ihre Habe. Denn das ist betrüblich wahrer Kunde, daß die Herren vom hochmächtigen Hof die Wohnung samt dem Hausrat beschlagnahmen, wenn sie ihnen gefällig, und daß der geborgte Eigentümer sie innerhalb sechs Stunden verlassen muß und nichts anderes mitnehmen darf als nur seine Kleiderstücke. Viel Wohnungen sind auf diese Art an französische

Offiziere übergegangen, und wo ebendem eine deutsche Mutter sorglich am eigenen, geliebten Hausrat schaltete, da gaulert jetzt oft eine Dame der mit Unrecht so beliebten Halbwelt als „Gastin“ des französischen Herrn. Denn: nur verbeirateten Offizieren wird der Wohnungsrab gestattet, doch man weiß zu leben und fragt nicht nach dem Trauschein. Es soll allerdings auch einige Fälle gegeben haben, wo die französischen Behörden eingeschritten ist, wenn sie von solchen familiären Beziehungen Kenntnis erhielt. Aber es gibt deren immer noch genug, und vor den Katernen Frauen sieht die selten Weib, französische und deutsche, daß die Soldaten nur zu wählen brauchen. Es ist da oft die reinste Freiheit! Früher soll es noch schlimmer gewesen sein, doch haben die unaufrichtlichen Vorstellungen und Verschweigen immerhin einige Verbesserungen erzielt. Der „ultraisierte“ Franzose findet bei solchen Dingen offenbar nichts. Es gibt aber, um der Wahrheit die Gerechtigkeit zu lassen, auch Franzosen genug, die mit diesem Gebahren nicht einverstanden sind. Diese haben aber keinen Einfluß.

Zuerst als Hüter der Ordnung, als Volkswort über den aufbrauenden Bolschewismus und Kommunismus, nicht eben ausfindlich angesehen, von manchem vielleicht gar schmerzhaft erwartet, nun aber, nach genauerer Kenntnis, getrennt durch die scharfe Scheide des neuemachten Volksbewußtseins, verehrt und geschätzt, wie niemals vorher. Ein vollständiger Umschwung innerhalb eines Jahres. Die Sympathien, deren sich aus Gründen der vorerwähnten Temperamente, einer bescheidenen Tradition, sowie der Meinung gegen das Prunktum die Franzosen im rheinischen Gebiet des ehemaligen Rheinbundes zu erfreuen hatten, hat das gallische Regiment, wie ich das einmal in einem offenen Brief an den Kommandanten von Mainz vorausgesagt habe, restlos und vollständig vernichtet. Daß sich hier und da Weiber befinden, das will nicht besagen. Aber daß die Burden von Friesheim einem solchen Mädchen die Haare schoren und sie unter den Augen der erschauenden Franzosen am Bahnhof an den Pranger stellen, das will etwas besagen. Und das ist nur ein einziges Beispiel und nicht das gräulichste. Sehr eifrig und ein schönes Beispiel für das nationale Gefühl der rheinischen Sozialdemokratie ist ihre scharfe Stellungnahme gegen solche Weiber und auch die heftige und unbedrossene Abwehr gegen alle französischen Liebesgriffe. Ein achtenswertes Dokument dazu ist es, daß die Angehörigen der Wiesbadener Straßenbahn am Tage meiner Ankunft in einem Abwehrstreik eingetreten waren, weil sich ein französischer Offizier gegen einen Schaffner ruppig benommen hatte. Nach drei Tagen war der Zustand beendet, da das französische Kommando eine strenge Unterdrückung verprochen hatte.

In einer heimlichgekauften Weinthebe, wo ich mit Bekannten landwirtschaftlich war ein milder Obersee wider die Franzosen, und einseitig wurde versichert, daß sie die längste Zeit am Rheine gewesen wären. „Wie es zu sehen ist, ich bin u. m.“ hieß es hier und später an anderen Orten. Und als Kampfsänger erkante das alte Studententum:

Der Rheingardier hielt den Rhein in seinen starken Fängen, und Kaiser, Probus, Baute Wein, und allen Begehungen. Da streckten nach dem Schmetz die Hand die Deutschen aus und brummen in die Härte: Raus! Raus! Raus! Raus! Raus! Raus!

Es ist ein Sommerabstänger zum vaterländischen Dichter des besetzten Gebietes geworden.

Sonne liegt über dem Land, grüngolden funkelnd bei Rhein. Fern und nah blaut der Kamus mit seinem schönen, sanftgeschwungenen Stamm hinter den fruchtbaren Gebreiten. Wie strahlendes Feuer glühen die goldenen Kuppeln der griechischen Kapelle vom Meisberg herüber, zeln und weiß steht das schmutzige Biered der „Platte“ vor dem fatibaren Himmel, des Jagdschlosses, das sich der alte Herzog von Nassau gebaut hat, der als Grabstätte für seine erste Gemahlin auch die griechische Kapelle errichten ließ. Auf der Abtsbühne hat man nun ein Denkmal gesetzt, nicht eben besonders schön, aber ein ehernes Zeichen für die Bewegung, die dieser feine, schlagliche Mensch bei seinen Massagen genoss. Sein Schlag in Weidlich, Acht und sechs in May und Bonn, übertrag von dem gewaltigen ganzen Rhein, ein lebensfrohes, heiteres Fein, doch dessen hohe Benutzungen unendlich Licht trübt. Schade, daß im Herbst 1866 mancher der feineren Herren, die den Rest des Daches trugen, von den Regeln des Bundes-

*) Vereinfachte Zusammenfassung vom 31. August und 1. Sept.

heeres verstimmt wurden. Heute noch redt Mars den zerflohenen Kammfing liegend in die Luft. Viel Freude muß in diesen hellen Sälen gewesen sein, viel Lust und rheinischer Frohsinn auf diesen weiten, breiten Parkwegen über die sich moosgraue Linden wölben und binden und weiße Kastanien. In dem großen Keller, auf dem von dem Kriege folge Schöne silberne Tische pflegten, mitten zwischen blaum Fieber und mauerndem Holinder ein einjam Gemäuer, grau und rissig, rotzig das eiserne Tor und der zierliche Tisch, die Moosburg. Ein abenteuerliches, geheimnisvolles Versteck aus Wiesbadener Steinmännern, wenn wir uns an grauerhängenden Wintertagen hier auf dem Gise tummeln. Wilde, unbändige Bandenkämpfe es hier, solange wir noch rechte Kerle waren, ehe wir als schmachtende Ritter ererbend ihren Spuren folgten.

Gesichtlein tauchen auf, die man längst vergessen wäunte; blanke Auglein und tote Mäulchen; glatte, anstandslosle Stirnen, von blondem, braunem, schwarzem Geträufel heftig umrandet.

Mäglein, so süß, Mäglein, die schuldlos Mäulchen unterm leeren Hutrand ... Die in lichten Schindern durch die Sonntagstage huchten wie spielende Schneiterränge ... Kröseln, voll Duft und Frische und Freude ... Verblüht, verweht ... ihr Köseln rot ...

Es ist ein beinahe weißes Wandern auf den Wegen der Jugend. Eine milde Patina hat sie freundlich umhoben. Schön wird alles, was man erlebt hat, und reich und festbar. Nichtig alles, was Sorge war und Ehen und bittere Not. Wieviel, o wieviel Schuthege in schwebender Angst; Tag um Tag, Woche um Woche, Jahr um Jahr. Und wenn ich die ganze Welt genähme, um den Weis, noch einmal in die Schule zu gehen, ich liebe sie fahren und wollte mich lieber in der Erde verbergen und von Heimgängen leben und rohen Wurzeln — Es muß doch eine unabhänge Kraft in einem Kraben sein, daß er das überlebt.

Und hinter meinen Gedanken wandte ich her zum Friedhof. Kein beinahe weißes Wandern gibt es. Gewaltige Pflanzen behüten den Weg, auf dem sie alle wachen müssen bei ihrer letzten Fahrt. Aber nicht mehr wie ebendem nach Stamm an Stamm. Die Rasenflächen sind gefallen dem schwarzen Witz der Art gleich mit den Wällen, die die Entschädigung von Mainz abgrenzen schürten, daß sie kaum noch einen faulen Strohpflanzen das Tor ist geallen, das glühliche Buntrot, das in drei mächtigen Bögen die hocherfüllten Volkswerte durchschneidet hatte. Wie die anderen Tore ist es gefallen, wie die freientliche Mauer, die am Rhein entlang lief, sieben Kilometer weit, und nun in künftiger Trümmern in der Rheinpromenade liegt. Wie sagt doch Goethe in seiner Rheinreise: Der Wohnort von Mainz darf sich nicht verbergen, daß er für einige Zeiten einen Reizepochen bewohnt; alte und neue Mäulen erinnern ihn daran.“ Auch der Steg ist verfallen, das keine Gewässer und die typischen Enten. Aber der alte „Oltzgerdick“, der Zollbeamte, der seit einem Menschenalter dort am Tor saß, der ist noch da. Alt und verpupelt, ein lebender Strauß aus seiner Zeit. Mit leisen Schritten wandert man von Grab zu Grab. Was, wer liegt da nicht alles? Denkmäler, altertümlich und christlich, für napoleonische Grenadiere, für Preußen und Oesterreicher, für Geisen und Ruffaner, und neue für Franzosen, Engländer, Russen, Italiener, Ärtzen, Maroffaner und Inder. Allein die Mahmbauer haben ein ganzes, richtiges Feld für sich. Selbst genug haben diese Grabstätten mit ihren eigenartigen Zeichen mitten auf dem schifflichen Friedhof, was streng an Kreuz gebaut ist in unabwehrbarer Reihe. Lieber fünfshundert Mahmbauer, nicht gefallen, sondern gebrochen — 1919 und 1920 — eund umgekommen in dem ungewohnten Klima, von der französischen Regierung heher beschleht aus ihren heißen Jurten, ihren glühenden Hochmänden, gemordet zu Ehren der grande nation, die ihre Ohnmacht mit armen farbigen maskiert.

Daneben deutsche Soldaten und andere, und alle Gräber umblät und unwachert, jedes ein freundliches Schätzlein für sich, dem niemand die Tränen anieht, die darauf gefallen sind, niemand die Not, die darum gelitten wurde.

Und schon reißt ein neuer Krieg heran, unheimlich, unentrichtbar. Mögen die Deutschen im besetzten Gebiet blind sein und taub sein für die Schmach, die dem Rheinland geschieht, dort unten empfindet sie Mann für Mann mit beneidendem Herzen. Eine Saat hat dort der Franzose gesät, eine Saat voll Witterkeit und Horn und Haß, so verflischem Daß, daß sie gar nicht anders kann, denn in Blut aufgehen.

Der farbige grinst ... auch er ist ein Elende des welschen Wäldenwachs.

